Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(5. Fortsetzung.)

„Der Läz", schrie es von allen Seiten, und die Kinder umsprangen den Gisler. Der aber ließ plötzlich die Hand der Claudi fahren, stieß einen Jauchzer aus und hob in der Straße zu tanzen an. Den Korb am Rücken, sprang er herum, jauchzte und sang, schlenkerte mit Armen und Beinen, schoß jetzt auf eine Gruppe von Kindern zu, daß sie kreischend auseinanderstoben, und rannte gleich darauf ein Stück weit auf der Straße davon, daß die Buben mit Spotten und Schreien hinter ihm her jagten. Es war ein Lärm, daß die Fenster der Häuser auf und ein halbes Dutzend Köpfe herausfuhren, daß die Viktorine, die Pfarrmagd, herabkreischte:

„Lasset ihn gehen, Kinder!" und der Pfarrherr selber in die Thür trat und sagte:

„Gehet, Gisler, macht Euch nicht zum Gespött!"

Der Gisler, der just nahe war, mochte die Worte gehört haben, denn er hielt plötzlich inne, taumelte einmal hin und einmal her, weil ihn schwindeln mochte, und zog dann den Filz von dem wirren, langen, sonderbar weiß und schwarz gesträhnten Haar. „Tag Pfarrherr," grüßte er. Der Mund stand ihm offen, denn sein Athem ging stoßweise. Der Mund war sonderbar spitz, wie ein Ziegenmaul, große Schneidezähne ragten daraus hervor, der lange Schnurrbart ging auf beiden Seiten herab und rann mit dem langen Bart zusammen, der von Wangen und Kinn auf die Brust fiel, und Schnurrbart und Bart waren just so weiß und schwarz gesträhnt, wie das Kopfhaar. Der Gisler hatte ein Gesicht wie eine Ziege.

Die Dorfbuben hatten sich vor dem Pfarrherrn verzogen; der letzte verschwand in der Schulstubenthür. Pfarrherr und Strahler glotzten einander sekundenlang an, dann trat jener kopfschüttelnd in's Haus zurück. Der Gisler lüftete noch einmal den Filz, strich mit der einen Hand über die feucht gewordenen Haare und sah sich nach der Claudi um. Das Kind kam von der Schultreppe, an deren Fuß es gezögert hatte, herüber, hatte in den übergroßen Augen ein nasses Glitzern und in den Wangen ein heißes Roth, streckte dem Vater die Hand hin und sagte:

„Ade! Geht jetzt!"

Der Gisler schnaufte noch einmal tief auf, dann schloß er den Mund, die Zähne glitten unter dem Schnurrbart zurück, die Lippen setzten sich zusammen und das Gesicht des Strahlers war plötzlich wie ein anderes, männlich, von ebenmäßigen Zügen, fast ehrwürdig. Nur das lustige Funkeln war in seinen Augen geblieben. Er murmelte etwas in den Bart, das klang wie: „So geh, lern jetzt brav," und seine Hand wühlte derweilen in dem braunen Haarwust der Claudi. Die sah sich scheu um, blinzte nach den Fenstern, dahin, dorthin, in denen noch ein paar müßige Weiber lagen, und sagte dann hastig und leise:

„Ihr müsset nicht mehr so tanzen, Vater!"

„Warum nicht?" lachte der Gisler leise in sich hinein, „haben sie nicht Freude gehabt, die Kinder!" Und er nahm das bucklige Menschlein, die Claudi, schob sie zur Schultreppe hin, fuhr ihr noch einmal mit rauhem Griff über den Kopf halb wie zur Strafe, halb zur Liebkosung, dann drehte er sich ab und tappte auf seinen Klapperschuhen dorfaus.

Die Claudi trat still in die Schulstube. Gleich hinter ihr kam der Tresch, der Schulmeister, alt, weißhaarig, von stämmiger Gestalt, gegangen.

Der Kehle-Gisler aber hatte bald das Dorf hinter sich, der Wind stieß ihn in den Rücken, die Haarsträhne flogen ihm im Luftzug und der Filz wollte ihm vom Kopfe fahren. Da nahm er ihn herunter und warf ihn in den Tragkorb. Dann sang er eins, halblaut, und sah die grüne Welt an, und das Funkeln war noch in seinen Augen, lustig, frei, als wäre auf der der grünen Welt keine Sorge für ihn, den Läz! Und der Mensch, der, die Zufriedenheit im Gesicht, so dahin trottete, der Kehle-Gisler, den sie den Läz schalten, war der beste und waghalsigste Strahler im ganzen Tellenland, kannte die Berge im Umkreis wie seinen Tragkorb, kletterte mit der Gewandtheit des Grattiers an Stellen, vor denen jeder andere sich bekreuzigte, hatte einen Blick scharf und rasch wie der Adler, war aber ein Armer unter den nicht Reichen und hatte kein Ansehen im Isengrund; denn er ging nicht zur Kirche, kümmerte sich wenig um Dorf und Bauern und machte sich zum Narren zu Zeiten. Nur die Städter, die in's Thal kamen, um das wundervolle Rothhorn und andere Stöcke zu zwingen, und deren einer den Kehle-Gisler in seiner Hütte gefunden hatte, hatten seit einiger Zeit den Narren an ihm gefressen, suchten ihn heim dann und wann und ließen sich von ihm Führerdienste leisten, obwohl er kein Patent besaß.

8.

Ueber die vom Isengrund ging die Zeit hin. Unsichtbar kam das gerollt wie ein mächtiges Rad, unsichtbar rollte es davon und nur, was zurückblieb, war zu sehen: hochgeschoben einer dort, der sonst im Koth und in der Armuth der Straße gesessen, gequetscht und verwundet ein anderer, den das Rad im Rollen gefaßt, todt der Dritte, still, voll ewiger Geduld, mochte nun nahen und gehen, was wollte.

Den Löwenwirth, den Dickwanst, der an sich selber schwerer trug, als an seines Schicksals Tagen, hatte es emporgehoben und hatte ihn auf einen Sack voll Geld gesetzt. Sein Gasthaus war das einzige am Ort, und wer im Thal handelte und wandelte, stieg zur Rast oder doch zu einem Trunke bei ihm ab. Weil aber nicht nur sein Geldsack, sondern auch sein Leib zunahm, und eine angeborene Bequemlichkeit in eine mächtige Faulheit ausartete, weil zudem seine beiden Buben nicht Lust zum Geschäfte hatten, sondern — eine Seltenheit an einem vom Isengrund — in die Welt hinausstrebten, so suchte der Löwenwirth seit einiger Zeit nach einem Liebhaber für sein Geschäft, suchte aber gemächlich und nur mit halbem Ernst, denn er war dabei wie die Schnecke, die die Fühlhörner ausstreckt. Stößt sie an, so zieht sie sie eilig zurück, und vor jedem ernsthaften Käufer verzog sich Jost Trachsel, der Wirth, in sein Schneckenhaus, eine hohe Kaufsummeforderung.

Außer dem Löwenwirth hatte das Glück im Isengrund keinen besonders angestrichen, auch den Roththalbauern nicht und sein Weib; die mühten sich und schacherten und heimsten langsam, langsam ein. Ein paar Todte hatte die Clari-Marie in ihre vier Bretter gebettet, sss, sss ging die Säge des Toni täglich in ihrer Werkstatt, sie hatte die Bretter geschnitten, die die Clari-Marie für das letzte Haus der Strahlegghüttlerin fügte, derselben, deren einziges, spätes Kind sie empfangen und nicht am Leben zu erhalten vermocht hatte. Das Weib hatte gekränkelt seither, dann war sie gestorben. Claudi, das Buckeli, hatte ihr abgewartet, Niemand sonst, denn das Buckeli war dem Strahlerweibe die nächste Nachbarin oben am Berg, wo die Hütten verstreut und verloren stehen, und das Buckeli war eines von denen, die die rollende Zeit wachsen ließ, daß sie langsam an die Grenze kommen, wo das Kindsein aufhört.

Einen schönen, festen Sarg aus starkem, gesundem Holz hatte die Clari-Marie gefügt für die schöne, feste, starke und gesunde Frau, die dem Jakob Jacki, dem Wildhüter, starb, mitten im Leben wie vom Blitz erschlagen, von einem Fieber in einer Nacht hingerafft. Und — seltsam — der Strahlegghüttler sowohl wie der Jacki, der Hüter, als sie, Hut in Händen, am Todtenbett ihrer Weiber gestanden hatten, am Bett einer Duldnerin jener, dieser am Lager einer jäh Gefällten, hatten den trüben Blick von den bleichen Zügen der Gestorbenen genommen und auf die Clari-Marie gerichtet, die für die Todte in der Stube zu thun hatte. Sie hatten barhaupt mit derselben Andacht das lebende wie das todte Weib angesehen, weil ihnen im zähen, rauhen Leibe das nicht leicht weich werdende Herz zitterte vor Staunen und Wundern, der in den letzten Nöthen lag, über die Brücke zu helfen wußte, den fürchterlichen Steg aus dem Leben zum Tod. Mit den Händen stützte sie die Hände der Kranken und dazu stand sie selber stark und aufrecht am Bett und betete immer, und wenn sie auch immer dieselben vorgeschriebenen Formeln sagte, so war es doch, als spräche sie Worte, die so stark und aufrecht waren, wie sie selbst. So stand sie neben den Sterbenden, daß es immer war, als nähme sie die größere Last des Sterbens auf sich. Mit einem Lächeln, das sagte: es ist nicht so schwer, starben die beiden Weiber. Das Lächeln war das Verdienst der Clari-Marie; sie hatte eine wundersame Gabe, in den bittersten Nöthen zu helfen.

So war der Tod im Isengrund hinter die gerathen, deren Zeit noch nicht aufgezehrt war; andere, die wie faules und aus lang vergangenen Herbsten zurückgebliebenes Laub waren, konnten nicht sterben. Der Ziegler-Chrisostomus und sein Weib lebten noch immer. Aber sie saßen nicht mehr am Ofen, sie hatten sich noch ein Stück weiter hinaus aus dem Leben der anderen verkrochen. In der großen Kammer neben der Wohnstube standen drei Schlafstellen, zwei so von der einen kahlen Wand in den tannenen Boden hinaus, daß ein schmaler Gang zwischen ihnen war, die dritte von ihnen entfernt in der Fensterecke. In den zwei nebeneinanderstehenden Betten lagen der Chrisostomus und sein Weib, das letztere vergraben in rothbedruckten Decken und Kissen. Ein Büschel weißes, wirren Haar war zwischen dem Bettzeug sichtbar und eine dünne Stimme kam manchmal aus den Kissen: Jere-ja! jere-ja! Das war das Ganze, was der Chrisostomus noch von seinem Weibe hatte, war die ganze Antwort, die er bekam, wenn er sich auf seinem Bett aufrichtete und aus Langerweile nach dem anderen hinüberschwatzte, wo die Anni lag. Der Chrisostomus war noch ein stattlicher Schloßbau im Vergleich zu der Ruine, die sein Weib vorstellte. Zweimal des Tages kam für ihn eine große Stunde, da streifte er die Schafwollhose an, die neben dem Bette lag, und die Clari-Marie kam herein, band ihm ein dickes Tuch kreuzweise um den Oberkörper und setzte ihn an Bettrand zurecht. Dann kramte er die Pfeife aus der Tasche, stopfte sie, und die Clari-Marie zündete sie an. Da aber diese, die vielgeschäftige, nicht immer genau die Stunde einzuhalten vermochte, da überdies der Ziegler in dem steinalten Leib noch viel junge Ungeduld hatte, geschah es, daß er oft in die Hose schon viel und viel zu früh fuhr, sich einen Platz am Bette erarbeitete und da hockte, wartend auf das, was noch sein Glück war. Er lebte noch grausam gern, saß auf dem Bettrand und qualmte und tuschelte in sich hinein, während sein Weib vom Nachbarbett her eifriger, ihm zur Begleitung ihr „Jere-ja" jammerte.

Die Clari-Marie, wenn sie in die Kammer der Alten trat, hatte jedesmal die drollige Empfindung, daß sie zu Kindern gehe, lachte innerlich, daß das Leben sich wendete und aus dem Kinde die Mutter für Mutter und Vater geworden war, genoß aber wiederum unbewußt jene sonnenscheinartige Freude, die die Mutter in der Nähe ihrer spielenden Kinder ankommt, und hatte so in dem Dasein der Alten etwas in ihrem Leben, was die Cille, die weniger ihrer Pflege sich widmete, nicht empfand und was wie ein Glück war.

Seit mehr denn einem Jahre theilte die Clari-Marie auch Nachts die Kammer der Alten; die im Isengrund schrieben es allein ihrem Wissen und ihrer Heilkunst zu, daß die zwei grabreifen Menschen immer und immer noch lebten.

Die rollende Zeit brachte auch Nachricht vom Jaun in's Zieglerhaus, nicht allzuhäufige, denn Jaun stand im Joch schwerer Arbeit, und die Zieglerschwestern waren nicht schreibselig und gaben ihm nicht Anlaß, allzu spärlichen Schreibens sich schuldig zu fühlen. Nachricht war gekommen, daß er noch immer über die Maßen gern zu St. Felix sitze und nicht weniger gern im Haus des Apothekers weile, dieser wiederum aber und seine Familie, insbesondere jedoch Kirchhofer, der Aeltere, eine seltsame Anhänglichkeit an den hatten, der als ein unbeholfener Bergbub zu ihnen gekommen war. Zwischen den Zeilen des Jaun vermochten selbst die zwei ungelehrten Frauen, die Clari-Marie und die Cille zu lesen, daß sein Durst nach allerlei Wissen und Können, das lange nicht mehr zum Stand eines Bergbauern paßte, immer noch mächtiger wurde; wenn sie diese Briefe las, bekam die Cille ein Herzbangen und engen Athem, die Clari-Marie aber faltete die Stirne, sagte lange nichts, bis sie eines Tages die Hand schwer auf einen Brief legte, der eben gekommen war, und in strengem Ton, zur Cille gewendet, begann: „Es ist Zeit, daß er heimkommt, der Jaun. Er wird wohl stark genug sein jetzt, daß er die Bergluft verträgt." In den letzten Worten zitterte der Spott. Die Cille hatte keine Antwort, aber die andere fuhr fort:

„Und dann — er braucht nicht auf den Taglohn zu gehen hier, er kann hier eine Handlung einrichten mit allerlei Zeug, wie sie es in St. Felix in der Apotheke feil halten. In der kleinen Hinterstube kann er das. Du gibst etwas daran und ich gebe etwas daran. Was er zum Leben braucht, verdient er damit; mehr hat er nicht nöthig. Kannst ihm schreiben, wie wir es im Sinne haben."

Die Cille sagte dazu nicht viel, aber sie schrieb und das Herz wurde ihr nicht leichter dabei. Dann kam die Antwort, nicht von Jaun — von Kirchhofer, dem Jungen. Der schrieb fast zornig. Sie sollten sich nicht in den Weg stellen, wenn der Jaun auf der Wanderschaft nach dem Glück sei, sein rastloser Fleiß verdiene einen anderen Lohn als eine Krämermühsal in einem Nest wie Isengrund. Sie sollten sich's wohl überlegen, ob sie es verantworten könnten, des Buben Unglück gewollt zu haben.

Auch dieser Brief machte der Cille Herzklopfen, machte ihr den armen, nicht an vieles Denken gewöhnten Kopf müde und dumpf und jagte ihr eine Unruhe in die Glieder, die sie tagelang nicht verließ. Die Clari-Marie schwieg, sah nur die Cille immer so sonderbar an, als früge sie: Weißt nicht, was du jetzt zu thun hast? Wollte diese aber ihre Meinung wissen, blickte sie an ihr vorbei und sagte: „Thue, was du willst! Was ich denke, weißt du." End' aller Enden blieb der Brief unbeantwortet, und in St. Felix thaten sie, als sei ein Bescheid nicht nöthig. Der Jaun blieb, wo er war.

Nun löste das Frühjahr den Winter ab, einen, der grimm gehaust hatte und dessen Schneewuchten, unter denen er die vom Isengrund beinahe erstickt, noch in schweren Ueberresten in allen Felslöchern, an jedem Schattenfleck, an den Hängen und über den Bergkämmen lagen. Da trug der Briefträger den Ziegler-Schwestern einen Brief vom Jaun in's Haus, der herzlich und ungestüm war und in der noch halb winterlichen Stube hauste wie der Föhn im Schneethal.

„Jetzt kann ich es euch sagen," schrieb der Jaun, „ich habe das Examen gemacht. Mit dem neuen Semester beziehe ich die Universität!" In dem Satz waren zwei Worte, die die Ziegler-Schwestern nicht verstanden: Semester und Universität. Aber den Jubel verstanden sie, der durch des Jaun ganzen Brief klang; es war fast, als stände jener vor ihnen in der Stube und erzählte und jauchzte dazwischen und erzählte wieder mit zwanzig „denket" und „höret" und „wisset." Was anfangs unklar war, das klärte ihnen die Fortsetzung des Briefes auf. Da stand „Medizin werde ich studiren! Ein Doktor werde ich, Base Clari-Marie, ein Doktor, wie Ihr einer seid, nur einer, wißt Ihr, der ein bischen mehr lernen muß! Der alte Herr hilft mir, der alte Herr Kirchhofer! Wie soll ich es ihm einmal vergelten! Das ist einer, der alte Herr! Stolz ist er, daß ich es soweit gebracht habe und — ich verdiene auch selber etwas mit dem, was ich mithelfe in der Apotheke, aber nachher, wenn ich die Universität bezogen habe, wird das nicht mehr angehen. Aber später zahle ich ihm alles zurück, dem alten Herrn! Beim Eid thu' ich es! Und freuet euch, Mutter und Clari-Marie. Ihr sollt es gut bekommen, wenn ich einmal ein Doktor bin. Sie verdienen viel Geld, die Doktoren."

Die Clari-Marie und die Cille standen inmitten der Stube, steif, wie an einen Flecken gebannt, der Cille hing der Kopf auf die Brust, die Clari-Marie sah geradeaus und hatte ein Wetterleuchten in den Augen. Sie hatten beide den Brief gelesen und lasen auch den Zettel noch, der dabei lag und der die festen, klaren Schriftzüge eines bedächtigen, alten Mannes trug. „Ja, ihr zwei Frauen da oben im Berg," schrieb der alte Herr Kirchhofer unter anderem, „euch wünsche ich Glück zu dem Buben, dem Jaun. Seit er hier ist, hat er keine Minute eines einzigen Tages müßig vorbeigehen lassen. Er ist nicht fett und nicht rothbackig geworden; aber er bringt etwas zuwege, was mehr werth ist, als Speck ansetzen. Sein Studium wird euch nichts kosten; ich habe das mit meinem Sohne abgemacht, und Jaun vergilt es reichlich durch seine Treue und Anhänglichkeit und seinen Fleiß. Seit langem habe ich mich auf den Augenblick gefreut, da ich euch die Freude in's Haus melden könnte. Wäre ich noch der junge Springer wie zu der Zeit, da ich in einer Woche zweimal auf euer Rothhorn stieg, wäre ich wahrhaftig selber zu euch hinaufgekommen, damit ich euch hätte sagen können, was für einen braven, stillen Menschen ihr aufgezogen habt."

Die Cille hielt diesen Zettel in Händen, die Clari-Marie hatte zwischen den harten Fingern den Brief des Jaun, und er knisterte sonderbar. In der Nebenstube schliefen die Alten; das Arbeiten des Gesellen scholl aus der Werkstatt herüber.

„Nun?" sagte die Clari-Marie, sie strich die spärlichen, glatten Haare am Scheitel noch glatter, ihre Hand zitterte ein wenig.

„Ich, ich — will ihn holen," sagte die Cille.

„Gut," gab die Clari-Marie zurück. „Sag ihm, er soll noch heim kommen, so lange er kann." Während sie das sagte, ging sie schon nach der Thür, aber sie sprach so, als wären ihre Worte Nägel und sie stünde in der Werkstatt, einen Nagel um den anderen — pang — mit schwerem Hammer in ein Brett zu schlagen. Vielleicht trafen die Worte die Cille wie Nägel. Sie blickte halb auf und der Schwester nach. Die wendete sich in der Thür. „Hätten wir ihn nicht gehen lassen, in die Stadt — zu — zu dem Volk!" sagte sie.

„Eben ja," sagte die Cille. Sie that einen Schritt vorwärts, hob die dürren Arme halb auf, als wollte sie sie vor's Gesicht schlagen, ein Flennen sprengte ihr den herben Mund, aber im nächsten Augenblick war es, als reue sie alles oder als besinne sie sich. Sie nahm den Schürzenzipfel, fuhr sich hart in's eine, dann in's andere Auge; dann starrte sie die Thür an, durch die die Schwester hinausgegangen war, und starrte und sann, sann und starrte und war nicht sicher, ob es falsch gewesen war, daß der Jaun in die Stadt gekommen. Aber, daß sie hinab mußte zu ihm, wußte sie.

An dem Morgen klang das Werkeisen schärfer als sonst von der Werkstatt herüber; die Clari-Marie half bei der Arbeit und sie schlug und sägte, und schlug und sägte den Groll in sich todt. Aber als der Hansi und die Severina, jener vom Taglohn, diese aus der Schule, heimkamen, sahen sie doch noch wie scheu und von der Seite in das breite Gesicht der Truttmannin und über dem Essen fragte die feine Severina, deren schlanke Gestalt sich streckte und rundete, mit ängstlichem Blick: „Seid Ihr zornig, Base Clari-Marie?"

„Nein," sagte diese und sprach mit dem Töni und mit dem jungen Volk wie alle Tage, es war nur, daß ihre Stimme spröd war und die Worte kurz und scharf tönten, wie wenn Stück um Stück von einer Glasscheibe gebrochen wird. Die Cille saß mit schmalen Lippen, wortkarg und bedrückt am Tischende.

9.

Am nächsten Tage ging die Cille Ziegler nicht nach St. Felix. Am frühen Morgen stand die Clari-Marie an der Kammerthür des Töni und pochte: „Steh auf, du, du mußt den Pfarrer holen. Mit der Mutter ist es nicht recht."

„Ja, sogleich," antwortete es von innen. Dann pochte die Clari-Marie bei der Cille an. Die war schon auf, that die Thüre auf und knöpfte noch an der grauen Jacke.

„Du kannst nicht fort; mit der Mutter ist es nicht recht," sagte die Clari-Marie.

„Was ist denn?" fragte die Cille.

„Es könnte etwas geben," gab die andere zurück, und sie standen einen Augenblick voreinander und sahen einander an, und jede wußte, daß die andere in der vergangenen Nacht nicht geschlafen hatte. Sie waren einander auch sonderbar ähnlich, während sie sich mit den dunkeln, scharfen Augen aus den bleichen Gesichtern maßen, und auch das mochte ihnen auffallen; nur war die breite, untersetzte Gestalt der Clari-Marie vor der langen, zähen anderen wie ein Steinblock neben einer Tanne; von dieser ist nicht zu sagen, ob sie nicht inwendig morsch und schwach ist, jener aber steht, und die Wetter haben ihm wenig an.

Die Clari-Marie ging hinunter und verschwand wieder in der Kammer, wo die Alten lagen. Die Cille folgte ihr bald und dann war an dem Morgen ein Aus und Ein in jener Thür; der Pfarrer kam mit dem heiligen Oel, der Sigrist mit dem Rauchfaß ging neben ihm, und nachher kam die Pfarrmagd, die Viktorine gelaufen, nach der Mutter zu sehen. Eine Weile war die Kammer voll Murmelns, aus dem die klare Stimme der Clari-Marie sieghaft hervorbrach. „Vater unser" und „Gegrüßt seist du Maria, Mutter Gottes!" Der Töni, der Gesell, stand Hut in Hand unter der Thür der Kammer, die nur angelehnt war, und murmelte mit, und der Hansi und die Severina kamen, drängten sich neben den Alten und steckten die Köpfe hinein; dann hoben auch sie zu beten an. Nach einer Weile trat der Pfarrherr heraus, die Cille geleitete ihn. „So müsset ihr es halt hinnehmen," sagte er mit salbungsvollem Seufzer, that als wischte er eine wirkliche Thräne aus den wässerigen Augen und streichelte der Cille die Hand, die diese ihm reichte, streichelte sie mit rührsamer Theilnahme, bis das hagere Mädchen in der Thür stehen blieb und die weiche, sammthafte Hand von ihrer harten abglitt.

Die Stuben waren voll betäubenden Weihrauchduftes, als der Pfarrer und der Sigrist hinausgegangen waren. Die Cille ging hin und riß ein paar Fenster auf; dabei war ihr, als müßte sie mit dem alle Sinne einschläfernden Duft noch etwas hinauslassen, was süßlich roch, des Hochwürdigen Mitleid und Trostbereitschaft! Aus der Nebenkammer klang noch immer das Beten der Clari-Marie. Hansi und die Severina knieten jetzt bei ihr am Bett der Großmutter, nebenan aber schlief der Chrisostomus so fest, daß er weder des Pfarrers gewahr geworden, noch durch das Murmeln gestört wurde. Er schlief viel in der letzten Zeit, der Chrisostomus.

Der Töni war nach der Werkstatt an die Arbeit gegangen.

Nach einer Weile brach das Beten ab. Die Clari-Marie kam in die Wohnstube, rief nach der Cille: Mach mir jetzt Wasser, heißes," dann heizte sie den Ofen, obwohl es schon scharf an den Maimonat ging, richtete aus Decken und Kissen ein Lager darauf und trug den Chrisostomus heraus, der, eben erst erwacht, mit erstaunten Blicken um sich sah. Ihn bettete sie auf dem Ofen zurecht.

„Er braucht nicht zu wissen, daß es mit ihr nicht geht wie sonst, mit der Mutter," raunte sie der Cille zu und fügte hinzu: „Aber — es ist mir — am Ende überhaut sie es wieder, die Mutter."

Den ganzen Tag war sie dann um die Alten beschäftigt. Am Abend kam der Hansi von der Arbeit heim. Er war der Schule entwachsen, arbeitete die eine Hälfte der Woche in seines Vaters Dienst, die andere, weil dem Roththalbauern das Lohngeld seines Buben lieb war, in fremdem Taglohn und wohnte noch im Zieglerhaus, einmal weil es gelegener war als die Hütte auf der Rothfluh, zum zweiten weil die Clari-Marie an ihm hing, obgleich sie sich wenig davon merken ließ, zum dritten, weil seine Alten auf der Rothfluh herausgefunden, daß sie zu zweien billiger hausten, als wenn die Kinder mit ihnen am Tische saßen.

„Was macht sie, die Großmutter?" fragte der Hansi. Er trug einen Korb voll Streumoos am Rücken und stellte ihn ab, dabei strafften sich die Sehnen seiner Arme, der Körper bog sich geschmeidig und voll junger Stärke, seine voller gewordenen Wangen färbten sich kaum ob der Anstrengung.

„Gut geht es," gab ihm die Clari-Marie zur Antwort und blieb bei ihm stehen. Ihr Blick haftete an seiner Gestalt, die in die Breite wuchs. Der Hansi kniete und hantirte am Tragband seines Korbes. Die Clari-Marie strich mit der festen Hand über sein dichtes Haar, aus dessen dunkler gewordenem Braun noch immer die weiße Strähne leuchtete. „Nicht einmal heiß hast," sagte sie und ging von ihm; sie ließ sich nicht merken, daß die Lust sie befallen hatte, des Hansi Kopf zwischen die Hände zu nehmen und zu sagen: „Jesses, was bist du für einer geworden, Bub, wie ein Baum einer! Und der Jaun, der noch älter war als du, ist unter dem Korb zusammengefallen!"

Sie faltete die Stirn, als ihr der Jaun zu Sinn kam, der Groll kam wieder über sie. Eine Stunde später, als sie in der Wohnstube mit den anderen zusammen war, sagte sie aus diesem Groll heraus zur Cille: „Morgen kannst gehen, du."

„So meinst, es gibt nichts mit der Mutter?" fragte diese zurück.

„Es gibt nichts, sie ist wieder wie sonst," antwortete die Clari-Marie.

Am Morgen fiel Regen. In Faden, langgezogen, als klebte Tropfen an Tropfen fest, strich es aus tief hangenden, grauen Wolken nieder. Die Straße, die aus dem Dorfe lief, glänzte vor Nässe, da und dort lag noch schmutzig und hart eine Schneekruste; auf den Matten war mehr Schnee, aber das Grüne brach durch und schimmerte dunkel und saftig zwischen den trübweißen Stellen. Die Cille, die den Weg nach St. Felix antrat, stand in der Hausthür der Zieglerhütte, hatte einen weiten, alten, schlichten Mantel um und spannte den Schirm auf, der schwer war und für ein kleines Volk gelangt hätte. Die Clari-Marie trat zu ihr. „Schön ist es nicht," sagte sie trocken.

„Ade," sagte die Cille und trat in den Regen hinaus.

Langsam, vornübergebeugt, den Schirm auf die Achsel gestützt, ging sie davon, ihre schweren Schritte klatschten auf dem nassen Weg.

Der Regen fiel an diesem Tag unablässig; wenn die Clari-Marie aus dem Fenster blickte, sah sie es wie Schleier zwischen Himmel und Erde hängen, und das Grau war tief und endlos, kein Berg war sichtbar. Die schlanke Severina verließ das Haus und ging zur Lehrschwester, bei der sie, aus der Alltagsschule entlassen, noch Unterricht genoß; auch der Hansi ging bald nach ihr weg und nach der Roththalhütte hinauf. Die Stille des Hauses bedrängte die Clari-Marie; eine Last fiel ihr auf's Herz, kam ihr von dem Athem, es war ihr, als müßte sie tief, tief aufathmen, damit ihr leichter werde. Sie ging dann zu den Alten hinein; beide lagen still und schliefen. Da verlangte sie nach einer geregelten Arbeit und sie that in der Küche, wo die Cille waltete, was da zu thun war. Die Stubenthür stand offen, zuweilen horchte sie hinein und dann fiel ihr ein: Nachmittags darf sie nicht mehr fort, die Severina! Nicht einmal Jemand zum Fortschicken hast, wenn es irgend etwas gibt! Sie arbeitete weiter. Der Regen schlug an's Küchenfenster, gleichmäßig, tipp, tipp, und dann rann es in Bächen über das Glas. Plötzlich war ihr, als hörte sie ein Husten aus der Kammer der Alten, sie achtete kaum darauf, aber einen Augenblick später ging sie, unruhig geworden, doch hinein. Als sie an die Kammerthür kam, that sie zwei große Schritte. „Nun, was ist denn, Vater?" sagte sie.

Der Ziegler kniete aufrecht in seinem Bett und sah mit weitaufgerissenen Augen nach dem Bett seines Weibes hinüber. Er trug noch das Tuch um die Brust geschlungen, das ihm die Clari-Marie immer umlegte; es war verschoben und am Halse stand das rauhe Leinenhemd weit offen. Die Augen, die sonst halb eingetrocknet in den Höhlen lagen, quollen hervor. Die Lippen bewegten sich und stammelten verworrenes Zeug: „Was — was ist jetzt — he, Anni, Anni, he!" Zwischenhinein hüstelte er manchmal.

Die Clari-Marie schob ihn in die Kissen zurück: „Was ist denn, Vater?" wiederholte sie, aber gleichzeitig blickte sie blickte nach dem Bett der Mutter und sah ein fahles, kleines Gesicht, zwei gebrochene Augen: „Jesus!" entfuhr es ihr.

„Gelt, sie ist todt?" sagte der Chrisostomus, ganz klar und dann wieder weinerlich: „Gelt sie ist todt, die Anni, die arme?" Dann fing er zu flennen an, kindisch, der alte Leib hatte nicht mehr Kraft für große Wallungen. „Gelt, sie ist todt?" schluchzte er und: „gelt, jetzt ist sie doch noch vor mir, gelt?" So kam es in kleinen Ausbrüchen wie Wellen auf müdem Wasser aus ihm heraus.

Die Clari-Marie trat zwischen ihn und die Todte. „Vater unser", begann sie und drückte der Alten die Lider über die Augen. „Kommt, Vater, wir wollen beten", sagte sie dann, hob ihn mit starken Armen aus den Kissen und stützte ihn und hielt ihn unwillkürlich fest gegen sich, so daß seine Runzelstirn sich an ihre klare, glatte lehnte; zu reden war nicht viel, aber das sollte ihm wohlthun, daß sie ihn ihre Nähe fühlen ließ.

„Gelt, gelt — jetzt ist sie todt," stammelte er. Und dann — „Jesses," schrie er ein wenig auf, die Augen wurden wieder groß, mit den Händen fuhr er in die Brust, dann sank er nach vorne ein.

(Fortsetzung folgt.)

— Bestätigung. „Der Bankier Gerstl ist gewiß recht ordnungsliebend?" — „Und wie! Kürzlich schluckte sein Junge ein Zehnmarkstück — da hat er ihn gleich in den Kassenschrank gesperrt!"

— Vergleich. „Ihr verstorbener Gatte, Frau Baronin, soll ja ungeheure Schulden gehabt haben?!" — „Ja, und nur mit mir hat er sie bezahlt! Ich komme mir oft vor, wie eine quittirte Rechnung!"

— Auf der Anklagebank. Alter Gauner: Sakrament, ist der Vertheidiger, den sie mir da gestellt haben, saudumm! Jetzt würd ich fürchtbar lachen, wenn sie mir eine recht hohe Strafe geben!

— Neue Ordnung. Professor: Mein Hut ist wieder nicht da! Es wäre doch wünschenswerth, daß derselbe seinen bestimmten Platz hätte! Dienstmädchen (suchend): Da ist er! Er war beim Reinemachen in einen Eimer Wasser gefallen! Professor: Thut nichts, wenn ich nur sicher bin, daß ich ihn von nun an dort immer finde!

Für die Küche.

Kartoffelflinsen mit Meerrettichsauce. Man reibt rohe Kartoffeln und schüttet das sich bildende Wasser davon ab. Dann mischt man ein Ei, Salz und soviel Mehl hinzu, daß es ein Teig wird, macht Butter in einer Omelettenpfanne steigend und gibt etwa handgroß von dem Teige hinein, den man auf beiden Seiten gar bäckt und auf einer erwärmten Schüssel möglichst heiß servirt. Dazu reicht man eine Sauce, die man aus geriebenem Meerrettich herstellt, der in heißer Milch ein paarmal aufgekocht und mit 2 Eidottern abgezogen wird. Soll es kein Fastengericht sein, so reicht man eine mit Bouillon bereitete Meerrettichsauce dazu oder gibt die sehr wohlschmeckenden Flinsen auch zu Braten. Vorzüglich schmecken sie auch mit gedämpftem Obste oder mit Zucker und Zimmt bestreut zum Kaffee oder Thee.

Paprikahühner. Zwei oder nach Bedarf mehr junge Hühner werden, nachdem sie recht sauber geputzt sind, in zierliche Stücke zerlegt. In einer Kasserole belegt man den Boden reichlich mit Butterstückchen, ordnet die Fleischstücke, die Knochen nach unten, darüber, salzt richtig, streut eine Messerspitze Paprika darauf, gibt noch einige Stückchen Butter hinzu und gießt so viel kochendes Wasser zu, daß das Fleisch bedeckt ist. Der Topf wird fest zugedeckt und die Hühner langsam weichgedünstet. Jetzt nimmt man das Fleisch heraus, quirlt eine Obertasse dicke saure Sahne mit etwa einem Eßlöffel Weizenmehl ab und läßt dies mit der Hühnerbrühe verkochen, bis sie dickfämig geworden ist und den Mehlgeschmack verloren hat. Dann süßt man die Sauce nach Geschmack, läßt die Fleischstücken darin warm werden und servirt das Gericht mit in Wasser mit Salz und Butter weichgekochtem, dickem Reis.

Trockene Bohnen mit Aepfeln. 1 Quart trockene Bohnen wäscht man sehr rein, weicht sie über Nacht in frisches Wasser und bringt sie in demselben am nächsten Morgen zum Kochen. Nun schält man 4—5 gute Kochäpfel, schneidet sie in Viertel und läßt sie mit den Bohnen in kurzer Brühe langsam weichkochen. Dann treibt man das Gericht durch den Durchschlag, kocht in einer tiefen Pfanne 1 Eßlöffel Mehl mit 2 Eßlöffeln Butter oder Fett, rührt die Bohnen durch, würzt nach Geschmack mit Salz und etwas Pfeffer und gibt das Gericht recht heiß zu Tisch. Bratwurst ist hierzu sehr wohlschmeckend.

Selleriesuppe à la Creme. Eine große Knolle Sellerie wird geschält und hierauf in Salzwasser mit einigen Kartoffeln weich gekocht. Mit einer Mehlschwitze bindet man diese Suppe und streicht sie dann durch ein Haarsieb, worauf sie mit einem Stück frischer Butter und einer Tasse süßer Sahne nochmals aufgekocht und mit in Butter gerösteten Semmelwürfeln servirt wird. Einige feine Scheibchen Sellerie hat man extra in Salzwasser recht zart gekocht und legt dieselben nun als Einlage in die Suppe, die ein Lieblingsgericht der Pariser ist.

Weiße Bohnen à la Creme. Man wässert weiße Bohnen über Nacht ein, kocht sie dann in Salzwasser mit reichlich feingehackten Zwiebeln, einem Kräuterbündchen, ganz wenig Knoblauch und Pfeffer. Dann streicht man die Bohnen durch ein Haarsieb (die Hülsen kocht man mit Knochen und Wurzelwerk zu Suppe aus), rührt das Püree mit guter Milch und mit Butter ab und servirt es, nachdem man eine Tasse rohe süße Sahne, die nach Wunsch auch etwas geschlagen sein darf, darüber gegossen hatte. Wenn man will, kann man das fertig angerichtete Püree, bevor man die Sahne darauf gibt, 15 Minuten lang in eine Bratröhre stellen. Es wird dann trockner und für manchen Gaumen angenehmer. Schnitzel vom Kalb schmecken ganz vorzüglich dazu.

Geschmortes Beefsteak. — Man schneidet von einem dicken Stück Fleisch aus der Keule das Fett ringsum ab, und legt das Fleisch in einen Topf. Mit 1 Tasse kalten Wassers bedeckt, stellt man es hinten auf den Ofen, wo es, nachdem es zum Kochen gekommen, 3/4 Stunde langsam kochen muß. Nun legt man das Fleisch in eine tiefe Pfanne, würzt die Brühe mit Salz und Pfeffer, gießt sie über das Fleisch und läßt es noch eine Viertelstunde im Backofen braten, wobei man es oft mit der Sauce begießt. Dann verdickt man diese, indem man 1 Eßlöffel Mehl in 1 Eßlöffel Butter bräunt, gibt etwas Selleriesalz oder Pfeffer hinzu, legt das Fleisch auf eine heiße Platte und gießt die kochende Sauce über.

Reisflammri mit Früchten. Man kocht einen einfachen Reisflammri mit Citronen- oder Vanillegeschmack und drückt denselben in eine Ringform. Für viele kalte Mehlspeisen ist die Ringform geeignet, weil sie sich leichter verzieren läßt und der in der Mitte frei bleibende Raum mit eingezuckerten Früchten, Schlagsahne etc. angefüllt werden kann. Man stürzt den Reis erkaltet auf einen runden Teller, belegt ihn mit frischen eingezuckerten Aprikosen oder Pfirsichen oder mit in Zucker gekochten Aepfeln, Reineclauden, Kirschen etc., und kann damit die schönsten bunten Muster auslegen. …er Mitte kommt Schlagsahne.